Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 12

Artikel: Ueber Gedichte
Autor: Bürgi, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666032

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

selbst dereinst Kinder haben und daß Gott ihn segnen und ihm vergelten möge an seinen Kindern, und ich bitte ihn, zuweilen an seinen alten Hauptmann und die Kinder seines Hauptmanns zurückzudenken." —

Als der Soldat das hörte, legte er seine breite Hand über die Augen, und zwischen den Fingern hindurch sah ich seine Tränen herabtröpfeln.

Es dauerte lange, bis er sich gefaßt hatte, und er stützte sich schwer auf meinen Arm, als er sich erhob. Draußen zog er sein baumwollenes Taschentuch und wischte sich die Augen. „Ja", sagte er, „er konnte es nich so zeigen; aber ick hab's immer jewußt — es war ein juter Mann."

Höhenwärts.

Mein irdisch Wanderlum sein Abbild findet
In einer Bergbahn, die sich aufwärts windet.
Nur sacht und sanft durchsteigt sie das Gelände,
Bis jäh mit Achzen sie im Fels verschwindet
Und nach viel Wegeleid die dunklen Wände
Mit einem Frohlaut wiederum vergißt.
Wie Ein- und Ausgangsort sie merkt und mißt
Und dankbar nun gewahrt, wie's in der Kehre
Und in der Bergesnacht emporgegangen,
Da wird der Weg zum Trost, Mühsal zur Lehre!
Voll Zuversicht und fast wie mit Verlangen
Stürzt sich in neue Nacht der Alpenzug . . . .
Das dröhnt so dumpf und wieder will mir bangen,
Und dennoch g l a u b' ich seinem Felsenflug!

Paul Keßler.

Ueber Gedichte.

Von Gertrud Bürgi.

Gedichte sind Träume, Ahnungen, Gesichte, Erlebnisse, Erinnerungen. Bald das eine, bald das andere, manchmal von jedem etwas. So reden sie Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Die wenigsten Leser vermögen jedoch diese drei Zeiten auseinander zu halten, zu unterscheiden. Das ist ein Privilegium, das nur die Dichter selbst besitzen.

Am seltensten wohl ist ein Gedicht Gegenwart. Denn Gegenwart ist Aktivität und so lange wir erleben, währt der Genuß, heiße er Freude oder Schmerz. So lange wir aber etwas genießen, können wir es unmöglich verarbeiten. Erst mählich, wenn das Erlebnis ruhigere Bahnen zieht und es vielleicht schon langsam wie ein stiller Schwan in der Ferne verschwindet, steigt der Drang und mit ihm die Kraft zur Arbeit im Dichter auf. Jeder Ahnung, jede Prophezeiung, jedes Erlebnis und jede Erinnerung hat eine Reifezeit, und töricht ist auch hier, wer den Baum schüttelt, bevor die Früchte ihre höchste Süße erlangt. Man muß warten können und die Sonne in sich saugen und von Wind und Sturm umspielen lassen.

Aus was besteht ein Gedicht? Aus einer rhythmischen Wortfolge und eventuell oder meistens einem Reim. Nie aber ist der letztere maßgebend, ebenso wenig wie der Rhythmus. Der Gehalt eines Gedichtes liegt tiefer. Ein einziger Funke kann zittern und lebendig machen. Ein kleiner Glühkörper, der sternschnuppengleich aus der Seele gestürzt, deren Leben in sich tragend in tiefem Ewigkeitswert. Durch diesen einen unergründlichen Wert werden neue Werte geboren, da, wo sie auf fruchtbaren Boden gefallen.

So kann einem plötzlich mitten im grauen Tag in einem Gedicht eine Landschaft entgegenblühen in tausend innigen Farben, schöner, zarter, reiner als unser Auge sie je gesehen. Und durch die Beglückung dieses Sehens haben wir den Weg zum tieferen, wesentlicheren Schauen gefunden und somit zum eigensten, letzten Erleben.

Oder: Ein Gedanke strömt in uns ein, lockt, ruft, reißt andere, ähnliche hoch, besänftigt, tröstet ein Gefühl, das schmerzhaft in uns bohrt und nach Vergessen sucht.

Oder: Ein Gefühl gerät in Schwingung, eine heimliche Glocke. Macht jubeln, zwingt zur Bindung mit der Welt, zur Befreiung und Erlösung.

Je reiner und beschwingter der Rhythmus eines Gedichtes ist, um so leichter und schneller wird es seelisch haften bleiben. Etwas Schwebendes, Schwingendes hat zugleich etwas Beglükkendes. Somit spricht man von der Musik der Verse. Doch gerade hier liegt eine gewisse Tragik. Denn das Verführerische des Tons täuscht leicht über den wirklichen Wert der Worte hinweg. Was aber ist wertvoller: Der Wortgehalt oder die darüber schwebende Melodie? Das Fluidum, ähnlich dem Duft einer Blume? Man kann ohne Duft und ohne Melodie auskommen, doch machen Duft und Melodie das Ganze wertvoller. Und wer darangeht, eine Blume zu sezieren, wird leicht des Dufts verlustig gehen. Ein Gedicht nach seiner Melodie suchend zu zerflücken, wird meistens eine Enttäuschung zur Folge haben.

Dennoch: Nur das, was der Untersuchung, und sei es bis aufs Messer, standhält, ist echte Kunst. Wort und Rhythmus, sie beide müssen ein Ganzes, ein Untrennbares bilden. Das eine vom andern getragen sein, bis zum Nerv abhängig voneinander.

Die Form eines Gedichtes soll allein vom Inhalt desselben bedingt werden. Nicht von der Laune des Dichters. Denn einen Inhalt in eine bestimmte Form zwängen, beeinträchtigt den Gedankenfluß, er wird gekünstelt. Ein Strom oder ein Fluß oder ein Bach, sie graben sich allein ihren Weg und reißen gerade durch dieses Ungestüme zur Bewunderung hin.

Das Ursprüngliche, Unwillkürliche, Impulsive ist stets das Natürlichste und gibt am deutlichsten das Qualitative des Geistes und der Seele und somit des ganzen Innenlebens eines Menschen wieder.

Und dieses Wahre, Echte ist das Packendste, das Hinreißendste, das allein ewig Bleibende.

Spruch.

Laß nie die bösen Worte gelten,
Denk an die guten nur zurück;
Durch dumpfes Grübeln, Zürnen, Schelten,
Verhüllt der Mensch sich selbst sein Glück.

Johanna Siebel.

Süditalienische Landschaften.

(Nachdruck verboten.)

Von Dr. Jakob Job, Neapel. (Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.)

3. Camaldoli.

Denkt euch den einsamsten Ort, eine Bergkuppe, nach drei Seiten steil abfallend, die Hänge dicht bewaldet mit Eichen, Kastanien, Ginster, Pinien und allerlei Gesträuch, und oben auf der höchsten Spitze ein Kloster mit weißen Mauern und grünen Gärten, und vor ihm eine Terrasse, mit Wein bewachsen und von uralten Bäumen umrauscht, und von hier aus eine Schau über Land und Meer, die vielleicht nicht mehr oft ihresgleichen hat, eine Schau von berückendem Reiz und bezaubernder Farbigkeit: das ist das Kloster Camaldoli.

Durch den Wald, auf schlechten, vom Regen ausgewaschenen Wegen, an verwitterten Mauern und aufragenden Sandsteinfelsen vorbei schritt ich den Berghang empor. Kastanien wucherten zu beiden Seiten, und der Boden war übersät von den braunen, stacheligen Hüllen, denen die Früchte entrollt und von fleißigen Kinderhänden aufgelesen worden waren.

Oft ging es durch Schluchten, durch Hohlwege, über welche die Äste der Bäume tief herunter hingen. Ginster und eine Art riesiger Katzenschwänze wuchsen an den Borden. Und in der Höhe, wo die Steilheit des Weges sich verlor, ragte oft eine Pinie mit breitem Schirm über die Wipfel der andern Bäume hinweg.

So ging ich etwa eine Stunde, bis ich an ein Tor kam. Dieses durchschreitend, führte mich der Weg einer hohen Mauer entlang. Nochmals ein Tor, und ich stand vor dem Kloster. Überraschender aber als das war der Blick, der sich plötzlich vor mir auftat. Steil fiel der Berg gegen die flegräischen Felder ab, und hinter diesen leuchtete warm und breit das Meer, grüßten hell das Kap Misenum und die Insel Ischia.

Ich läutete an der Klosterpforte. Ein Mönch öffnete, groß und stark gewachsen, in rauher weißer Kleidung, von deren Halssaum die Kapuze herniederfiel. Sein knochiges Gesicht umrahmte ein üppiger Bart, die Oberlippe war glatt geschoren, ebenso das Haupt, bei dem sich — nie hatte ich das bisher gesehen — nur ein feiner Streifen stehen gelassener Haare, wie ein Strich, von einer Schläfe zur andern zog.